



## Rezensionen

---

**KLAUS TERSTESSE, Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Erste deutsche Übersetzung der von Franz Tenckhoff 1921 herausgegebenen Vita Meinweri, Paderborn: MuNe-Verlag 2001, 204 S., 12 Abb.**

Die „Vita Meinweri“ ist die bedeutendste mittelalterliche Geschichtsquelle des Bistums Paderborn. Als ihr mutmaßlicher Autor gilt Abt Konrad von Abdinghof (1142–1173). Der große regionalgeschichtliche Wert der Vita ist unbestritten; ohne sie blieben weite Teile der Paderborner Geschichte des frühen 11. Jahrhunderts im Dunkel der Vergangenheit verborgen. Aber auch für die politische Reichsgeschichte des Hochmittelalters ist sie bedeutsam, zeigt sie doch am Beispiel eines herausragenden Vertreters der ottonisch-salischen Reichskirche das Zusammenspiel von Königtum und Bischof. Der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte diente sie wiederholt zur Überprüfung und Weiterentwicklung mediävistischer Fragestellungen. Angesichts des Forschungsinteresses, mehr aber noch angesichts des großen Stellenwerts Meinwerks im historischen Bewusstsein Paderborns überraschte eines immer wieder: Es gab bis heute keine deutsche Übersetzung dieser lateinischen Bischofsbiografie aus dem 12. Jahrhundert.

Die „Vita Meinweri“ setzt sich – typologisch gesehen – aus sehr unterschiedlichen Passagen zusammen. Sie enthält einen Bischofskatalog, zahlreiche Traditionsnotizen, Synodalstatuten und natürlich die für die Textgattung Vita unerlässlichen hagiographischen Abschnitte zum Leben des Bischofs. Letztere werden vorwiegend als Anekdoten erzählt, die Meinwerk (1009–1036) nicht so sehr als heiligen, sondern als gewitzten, aber doch fürsorglichen Bischof darstellen. Als dieser Kaiser Heinrich II. (1002–1024) wieder einmal trickreich eine Schenkung an die Paderborner Kirche abgenötigt hatte, lässt der Autor den missgestimmten Herrscher zu Meinwerk sagen (c. 182, S. 148): „Und du magst den Un-

willen Gottes und all seiner Heiligen erfahren, der du nicht säumst, mich der zugestanden Güter zum Schaden des Reiches zu berauben.“ So zeichnet die Bischofsvita ihren Helden als besitzheischenden Kirchenfürsten, der überdies den Kaiser demütigt, als der es ihm mit gleicher Münze heimzahlen will (c. 187, S. 152f.).

Der literarische Reiz jener Meinwerk-Anekdoten hätte schon früher eine Übersetzung der Vita ins Deutsche wünschenswert gemacht. Dieses dringende Bedürfnis wurde erst jetzt von Klaus Terstesse erfüllt. Seine Ausgabe will allerdings die 1921 erschienene kritische Edition der „Vita Meinweri“ von Franz Tenckhoff nicht ersetzen. Angesichts der Kritik, die Tenckhoffs Ausgabe erfahren hat, bleibt dieses Desiderat also unerfüllt. Terstesse beschränkt sich darauf, den mittellateinischen Text in Übersetzung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Das Buch gliedert sich in Vorwort, Zeittafel, Übersetzung, Literaturverzeichnis, Register und einen 12 Fotos umfassenden „Meinwerk-Bilderbogen“. Letzterer zeigt die Profan- und Kirchenbauten Meinwerks sowie die ihm zu Ehren errichteten Grabmäler verschiedener Epochen. Gerade weil sich der Band an ein nichtwissenschaftliches Publikum richtet, hätte ihm eine Einleitung gut getan, die den Leser mit einer Kurzbiografie Meinwerks und den wichtigsten Informationen zur Vita auf die Lektüre des stark geistlich geprägten Textes hätte einstimmen können. So aber wird der gewaltige Unterschied zwischen mittelalterlicher und heutiger Geschichtserzählung den ein oder anderen Leser anfangs befremden. Auch der Fußnotenapparat hätte benutzerfreundlicher gestaltet werden können. In manchen Fällen wird die Herkunft be-

stimmter Informationen gar nicht belegt, in anderen die Überprüfbarkeit durch Verzicht auf eine Seitenangabe erschwert. Oft hilft ein Blick in Tenckhoffs Ausgabe, aus der zahlreiche Fußnoten unkritisch übernommen wurden. Ein sorgfältigeres Lektorat vor der Drucklegung hätte hier Abhilfe schaffen und überdies manchen Druckfehler beseitigen können.

Auch eine kurze Vorbemerkung zu den Prinzipien der Texteinrichtung wäre wünschenswert gewesen. Man fragt sich beispielsweise, warum einige Personennamen in Kapitälchen stehen, andere dagegen nicht. Auch weshalb manche Textpassagen kursiv gesetzt wurden, blieb dem Rezensenten verschlossen. Dankbar ist man für die Gliederung des Textes mittels Zwischenüberschriften, obwohl sie einen recht freien Umgang Terstesses mit dem Text zeigen, der auch sonst Ordnungszahlen von Herrschern, Amtsdaten und Erläuterungen in Klammern in seine Übersetzung einfügt. Korrekturen am Wortlaut (vgl. c. 7, S. 26, wo Prag durch Gnesen ersetzt wird) hätten unterbleiben sollen. Anmerkungen und Berichtigungen gehören in den Fußnotenapparat oder in eine Einleitung, um dem Leser keinen falschen Textindruck zu vermitteln. Die sprachliche Qualität der Übersetzung wird an manchen Stellen ein wenig durch die Absicht beeinträchtigt, der Vorlage möglichst nahe zu kommen, ist insgesamt aber annehmbar, zumal sich gewisse Kritikpunkte natürlich in jeder Übersetzung finden lassen. Die Wendung *iustissimus heres* zum Beispiel, die häufig in den Traditionskapiteln verwendet wird, sollte man anstelle von „wohlangebrachter

Erbe“ (so z. B. c. 54, S. 67) besser mit „rechtmäßiger Erbe“ übersetzen. Neben diesen kritischen Anmerkungen ist vor allem ein besonderer Verdienst von Terstesses Ausgabe hervorzuheben: Der Übersetzer hat sich um eine Identifizierung der zahlreichen Ortsnamen in der „Vita Meinwerchi“ bemüht und damit den bisherigen Forschungsstand weit übertroffen. Man darf gespannt sein, inwieweit zukünftige Forschungen diese Identifizierungsvorschläge verifizieren können.

Das Fazit fällt ein wenig zwiespältig aus. Die genannten Einwände sind vorwiegend aus der Perspektive eines wissenschaftlichen Benutzerinteresses formuliert und werden dem Buch, das nicht für das kleine Fachpublikum, sondern für einen breiteren Leserkreis konzipiert ist, auch nicht ganz gerecht. Ein streng wissenschaftlicher Maßstab zur Beurteilung des Bandes ist deshalb wenig angebracht. Auf jeden Fall bleibt das grundsätzliche und höchst anerkennenswerte Verdienst Klaus Terstesses, die Vita erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt und damit eine willkommene Anregung zur erneuten Beschäftigung mit der „Vita Meinwerchi“ geliefert zu haben. Der Band erfüllt in jedem Fall seinen Zweck: Er macht dem vielbeschworenen geschichtsinteressierten Laien den Text zugänglich. Und mehr noch: Die Fachwissenschaftler werden zukünftig ebenfalls dankbar sein, die kritische Edition Tenckhoffs zusammen mit Terstesses Übersetzung benutzen zu können.

Sascha Käuper

**RELINDE MEIWES, 'Arbeiterinnen des Herrn'. Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert. Geschichte und Geschlechter, Bd. 30, Campus, Frankfurt, New York 2000, 341 S., kartoniert, ISBN 3-593-36460-3.**

Die systematische Untersuchung religiöser Frauengemeinschaften im 19. Jahrhundert stellte bis vor kurzem ein Desiderat dar. Diesem Thema hat Relinde Meiwes sich in ihrer 1998/99 in Bielefeld vorgelegten und 2000 in der Reihe 'Geschichte und Geschlechter' erschienenen Dissertation gewidmet. Es geht ihr ausdrücklich nicht darum, die Geschichte einzelner Gemeinschaften im Detail zu beschreiben. Sie geht vielmehr Fragen der „Feminisierung des Religiösen im Katholizismus“ unter Berücksichtigung sozial-, gesellschafts-, mentalitäts- und geschlechtergeschichtlicher Aspekte nach.

Die Autorin weist zum einen die Feminisierung des kirchlichen Personals nach, die u.a. in dem Befund deutlich wird, daß 1872/73 bereits die weiblichen Kongregationen mehr als 50% der Mitglieder aller religiösen Genossenschaften darstellten. Des weiteren beschreibt sie die zunehmende Gestaltung der kirchlichen Handlungsräume durch Frauen, während Männer in Wirtschaft und Politik tätig waren. Ihre Untersuchung zeigt, daß Frauen im kirchlich-religiösen Leben des 19. Jahrhunderts in der Tat zunehmend präsent waren. In den religiösen Genossenschaften fanden sie weitreichende Möglichkeiten, „Religion aktiv zu gestalten“.

Die Frauen werden als handelnde Subjekte beschrieben, ihre Religiosität wird im weiblichen Lebenszusammenhang betrachtet, Meiwes richtet den Blick auf Motivationen, Hoffnungen, die die Gründerinnen und Mitglieder der weiblichen religiösen Genossenschaften mit ihrem Leben in der klösterlichen Gemeinschaft verbanden. Sie umreißt ein facettenreiches Bild der Möglichkeiten, die sich im Zusammenhang mit Bildung, Ausbildung,

Berufstätigkeit, gesellschaftlicher Anerkennung und persönlicher Zufriedenheit für die Frauen eröffneten. Sie vermeidet Emanzipationsbegriffe des ausgehenden 20. bzw. 21. Jahrhunderts und wählt als Maßstab die gesellschaftlichen Bedingungen des 19. Jahrhunderts, vor deren Hintergrund die Frauenkongregationen keineswegs als rückständig, abhängig und in ihren Handlungsfeldern eingeschränkt erscheinen. Sie waren überdies keineswegs Versorgungsinstitute für Frauen, die schlechte Heiratschancen hatten. Zahlreiche junge, weder mittellose noch unqualifizierte Frauen entschieden sich für das Leben in einer kirchlichen Genossenschaft.

Frauen in den Kongregationen organisierten kirchliche Interessen, revitalisierten und personifizierten, so weist Meiwes überzeugend nach, zunehmend die katholische Kirche; sie erhöhten die gesellschaftliche Wertschätzung weiblicher Caritas. Sie trugen dazu bei, daß die soziale Frage zu einer Aufgabe der Kirche wurde und richteten ihr Augenmerk im Gegensatz zu männlichen kirchlichen Sozialreformern wesentlich mit auf weibliche Armut. Bahnbrechend wirkten sie vor allem auf dem Feld der stationären Krankenpflege und schufen hier die Grundlagen für einen qualifizierten weiblichen Beruf, für den es noch kein weltliches Äquivalent gab. Die Frauen waren als Kranken- und Kinderpflegerinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen, Bauleiterinnen, Gärtnerinnen, Finanzfachfrauen, Bürogehilfinnen und Unternehmerinnen tätig, übten somit nicht nur typisch weibliche Berufe aus. Qualifikation, Leistung und Führungsqualitäten, nicht Herkunft und Besitz führten zum Aufstieg innerhalb der Gemeinschaft.

Meiwes beschreibt diese Pionier-

leistungen eindringlich und zeichnet ein klar konturiertes Bild der innovativen Leistungen der Frauenkongregationen in einem konservativen, ultramontanen Milieu und vor dem Hintergrund einer männlich dominierten amtskirchlichen Hierarchie. Die Autorin wendet sich dezidiert gegen den feministischen Vorwurf, über die katholischen weiblichen Genossenschaften sei die unbezahlte Arbeit von Frauen, die viel beschriebene „weibliche Liebestätigkeit“, ideologisch zementiert worden. Ihre Handlungsspielräume waren, so Meiwes, nicht zuletzt deshalb so groß, weil sich die Amtskirche zwar intensiv mit religiösen Fragen, aber wenig mit den Tätigkeitsfeldern der Kongregationen beschäftigte.

Die hier beschriebenen Frauen waren tatkräftig, dynamisch, pragmatisch orientiert und unterschieden sich damit grundlegend vom Bild der gelehrten Nonne in den Frauenorden vorangegangener Jahrhunderte. Dies mag mit erklären, warum intellektuelle Frauen wie Luise Hensel, Elisabeth Gnauck-Kühne oder Ida Hahn-Hahn zwar ihre Sympathien bekundeten, jedoch selbst nicht in eine Kongregation eingetreten sind.

Dem Anspruch einer überdurchschnittlichen Dissertation wird die Arbeit von Frau Meiwes in mehrfacher Hinsicht gerecht. Die Folie für die Beschreibung der Handlungsräume der Kongregationen, für Fragen nach ihrem Selbstverständnis und ihrem Gemeinschaftsleben sowie ihrem Bild in der Öffentlichkeit bildet die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Leitbildern und Ansprüchen. Meiwes berücksichtigt sozialgeschichtliche Fragestellungen wie die nach Gleichheit und Differenz in den Genossenschaften, nach Aufstiegs- und Karrierebedingungen. Sie bettet ihre Ergebnisse in Zusammenhänge des katholischen Milieus ein und kommt so zu Erkenntnissen, die nicht nur geschlechter-

geschichtlich relevant sind. Der weibliche Anteil an Milieufestigungsprozessen ist hier erstmals überzeugend nachgewiesen. Die Tatsache, daß die Kulturkampffahre für die Arbeit der Kongregationen keinen Einbruch bedeuteten, wie dies besonders aus kirchengeschichtlicher Sicht allgemein betont wird, dürfte für die Katholizismusforschung von besonderem Interesse sein.

Hervorzuheben ist die ausgesprochen differenzierte Beschreibung, das vielfach sicher abwägende Urteil und die konzentrierte Darstellung komplizierter Sachverhalte. Es gelingt der Autorin, Aspekte des ausgesprochen weit gespannten Fragehorizonts immer wieder zu verzahnen und ein hohes analytisches Niveau mit anschaulichen Beschreibungen von Handlungsräumen und Lebensentwürfen zu verknüpfen.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, daß die Studie für Paderborn als verdichteter katholischer Region von besonderer Bedeutung ist, in der sich die Schwestern der christlichen Liebe, aus deren Konstitutionen sie das Titelzitat „Arbeiterinnen des Herrn“ entnommen hat, Vinzentinerinnen und Franziskanerinnen (Salzkotten) niederließen.

Meiwes beschreibt die Kongregationsgründerin Pauline von Mallinckrodt beispielsweise unter Rekurs auf Max Weber als charismatische Persönlichkeit, eine Kategorie, die Weber ausschließlich auf Männer bezieht. Zurecht bemerkt sie, nicht zuletzt die Seligsprechungsanstrengungen verschiedener Gründerinnen zeigten, daß es zweifellos auch charismatische Frauen gegeben habe. Zumindest ansatzweise gibt Meiwes' Arbeit auch Antwort auf die Frage, warum Pauline von Mallinckrodt als Einzelpersonlichkeit derart verehrt wurde und wird. „Selbstbewußt und im Wissen um die Qualität ihrer Arbeit“ hat sie sich zu Lebzeiten in der Öffentlichkeit gezeigt

und auch ein autobiographisches Fragment hinterlassen.

Solche Selbstzeugnisse fehlen für andere Kongregationsgründerinnen und -mitglieder fast ganz, ein Tatbestand, der überdies ein Licht auf die schwierige Quellenlage im Zusammenhang mit den Kongregationen wirft. Die meisten waren und sind heute noch Selbstdarstellungen gegenüber skeptisch bis ablehnend. Sie wirkten und wirken vorwiegend im Verborgenen. Dies mag ebenso wie die Tatsache, daß in Paderborn im Zusammenhang mit Frauenkongregationen vor Ort Verehrung nach wie vor über kritische Würdigung dominiert, dazu beigetragen haben, daß die innovativen Leistungen der Vinzentinerinnen in der stationären Krankenpflege bislang nicht annähernd so wahrgenommen wurden wie Pauline von Mallinckrodt.

Insgesamt werden wichtige neue Einsichten vermittelt; es werden nicht nur

Antworten, sondern Anstöße zu zahlreichen weiteren Fragen gegeben, etwa nach der Verzahnung der Kongregationen mit kirchlichen Frauenvereinen, nach der Rolle der Kongregationen in den kriegerischen Ereignissen des 19. Jahrhunderts, nach Diakonissen in der Krankenpflege u.a. mehr.

Relinde Meiwes hat ihre intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit zölibatären Frauengenossenschaften in doppeltem Wortsinn als 'klösterliche Klausur' etikettiert; diese Selbstreflexion im Zusammenhang ihrer Arbeit mag, – diese Bemerkung sei abschließend gestattet – , als Hinweis darauf verstanden werden, daß Frauen sich, indem sie Historikerinnen werden, einer Wissenschaftstradition verpflichten, die, wie Adorno schreibt, in ihren Ursprüngen dem Klausur-Mönch, zölibatären Männergesellschaften also verbunden war.

Barbara Stambolis

**WOLFGANG BOCKHORST/WOLFGANG MARON, Geschichte der Stadt Rütthen. Paderborn 2000. Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Band 37. Bonifatius Verlag, 1024 Seiten, zahlreiche farb. und s/w Abbildungen.**

1000 Seiten Stadtgeschichte Rütthen – die Publikation anlässlich des 800 jährigen Stadtjubiläums reiht sich nahtlos in die Vielzahl der umfangreichen und qualitätvollen Neuerscheinungen zur Geschichte westfälischer Städte ein. Mit Wolfgang Bockhorst vom Westfälischen Archivamt und Wolfgang Maron, der zuletzt in Band 3 der Paderborner Stadtgeschichte einen Beitrag zum 19. Jahrhundert veröffentlicht hat, zeichnen zwei Herausgeber für das Werk verantwortlich, die sich in vielfacher Hinsicht als Kenner der westfälischen Geschichte ausgewiesen haben. Ihnen und der Stadt Rütthen ist es gelungen, ein Team von Autoren zu verpflichten, deren Namen sich wie das „who is who“ der Archivwis-

senschaftler und Regionalhistoriker liest. Aber auch altgediente Heimatforscher wie der inzwischen verstorbene Walter Wahle lieferten Beiträge, so daß eine ausgewogene Mischung von Kenntnis der lokalen Besonderheiten und Einbeziehung überregionaler Forschungsfragen hergestellt wurde.

Gegliedert ist die Stadtgeschichte in vier Großkapitel, wobei das erste Kapitel „Grundlagen“ mit Aufsätzen zur Geologie und Vor- und Frühgeschichte sowie einem stadthistorischen Rundgang den Charakter einer kurzen, aber obligatorischen Overtüre zu den Hauptkapiteln Mittelalter, Frühe Neuzeit sowie 19. und 20. Jahrhundert hat. Diese Gewichtung ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, daß die Sied-

lungsgeschichte Rüthens in der Vor- und Frühgeschichte auf Befunde aus den Nachbargemeinden zurückgreifen muß. Ganz anders ist die Situation bei der Beschäftigung mit der Geschichte Rüthens im Mittelalter und der Frühen Neuzeit – hier können die Bearbeiter aus dem Vollen d.h. einer dichten archivalischen und bauhistorischen Überlieferung schöpfen. Neben Beiträgen die eher chronologisch orientiert sind und die Stadtgeschichte anhand der zentralen Ereignisse erläutern, stehen thematische Abhandlungen zu Recht und Verfassung, wirtschaftlicher Entwicklung, Religion und Kirche sowie zur Sachkultur und Lebenswelt. Die ohne Frage wichtigste schriftliche Quelle der Rüthener Stadtgeschichte, das über 600 Jahre gültige Stadt-

recht, wurde neu ediert und vollständig abgedruckt. Eine Übersetzung des für den heutigen Leser unverständlichen Textes ist allerdings unterblieben. Bemerkenswert ist der Beitrag von Friedhelm Sommer zum Dreißigjährigen Krieg, der auf einer beeindruckenden Quellenkenntnis basiert. Aus der lokalen Perspektive wird ein Blick in den Alltag des mörderischen Krieges möglich, der durch umfangreiche Quellenzitate eine große Nähe zum Geschehen schafft. In der Zusammenschau ergibt sich somit ein facettenreiches Bild einer westfälischen Kleinstadt, deren mächtige Stadtmauer bis heute die mittelalterliche Vergangenheit der Stadt dokumentiert.

Andreas Neuwöhner

**KLAUS RIDDER/HANS-HUGO STEINHOFF (HRSG.), Frühe Nürnberger Fastnachtspiele. Schöningsh's mediävistische Editionen, Bd.4, Paderborn u.a. 1998, 202 Seiten.**

*Schweig still vnd halt all die Meuler zu,  
Hort, was man euch verkunden thu.*

Mit solchen Rufen stürmten im 15. Jahrhundert zur Fasnachtsnachtszeit junge, kostümierte Männer in städtische Wirtsstuben und Festsäle großbürgerlicher Häuser, um ohne Bühne und Kulisse mit derben Versen und unbändigen Gebärden kurze Schauspiele aufzuführen. Nur wenige Textvorlagen sind überliefert, der einzige größere Bestand liegt mit einem Dutzend Handschriften aus Nürnberg vor. Die produktivsten Autoren waren der Rotschmied und Büchsenmeister Hans Rosenplüt (†1460) und der Barbiermeister Hans Folz (†1513). Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts legte Adelbert von Keller eine Edition zahlreicher Stücke vor. Doch dem Zeitgeist entsprechend verzichtete er dabei auf besonders drastische Beispiele. Diese Lücke zu schließen war das Anliegen einer Gruppe von Studierenden der Universität Paderborn: Oliver Huck, Silvia

Kretschmer, Christina Lechtermann, Martin Przybilski, Ulrike Sals und Klaudia Wegge wählten sieben Beispiele aus, um die Bandbreite dieser populären Literaturform zu verdeutlichen. Die Germanistikprofessoren Klaus Ridder (jetzt Universität Bielefeld) und Hans-Hugo Steinhoff betreuten das Projekt.

Einer Einführung in die Textgattung, Überlieferungssituation und den Grundsätzen der Edition folgen die Texte der ausgewählten Spiele, versehen mit philologischen Anmerkungen und Worterläuterungen. Im *vasnacht spil vom dreck*, das wegen seiner Schlichtheit sich hier als Beispiel anbietet, wird in der Tuchscherergasse ein *kunter*, ein ‚Ungetüm‘ entdeckt, ein Scheißhaufen von beeindruckender Größe, und die herbeilaufenden Bauern mit kuriosen Namen wie *Affenschwantz* und *Lullholtz* machen Vorschläge, was damit anzufangen sei. Man könnte Badeschwämme daraus machen, rät einer, andere erwägen die

kulinarische Nutzung, Herr Ottentantz meint, es könnte ein Drechsler ein Trinkgefäß daraus verfertigen: „*Ich vrteil hie von diesem quader/ Es duncket mich so ein edler flader/ Wir sollten es ein drechsel lassen seen/ Ob er ein kopff darauß mocht dreen/ Den dorfft man weder pichen noch wurtzen/ Er smecket sust sauberlich von furtzen/ Vnd wer darauß gern wird trincken/ Dem mocht der adem wol darnach stincken.*“ Schließlich werden Ärzte herbeigerufen, die *Schlickewurst* heißen oder *Nasenschmer*. Sie untersuchen den Fladen und erteilen Ratschläge, was zu tun sei, wenn man von einem solchen Ungetüm geplagt würde. Als Urheber gibt sich schließlich, der Textgattung gemäß, ein Bauer zu erkennen, der sich über das große Aufsehen wundert und schließlich schildert, er habe vor Freude, diesen *eckstein* loszuwerden, sogar das Fest vergessen, zu dem er hinlaufen wollte. Am Schluß formuliert der Bauer die Moral von der Geschichte: „*Vnd wer begabt mit aller kunst/ Vnd hett auch aller frauen gunst/ ... Mocht er die nuß nit pald abdrucken/ Seine hochste Freud die ging auff krucken.*“

Knappe Kommentaren erleichtern im zweiten Teil des Buches den Zugang zu den Stücken. Die Rubrik ‚Mittel der Komik‘ ist dabei keine germanistische Pedanterie. Was im 15. Jahrhundert komisch war, muß uns nicht immer unmittelbar einleuchten. Die Stücke wenden würdevolle Szenarien, vor allem Gerichtsverhandlungen und Hofzeremonien, ins Grotteske. Der in diesem Rahmen getriebene Scherz beruht auf dem metaphorischen Spiel mit den menschlichen Ausscheidungen, mit Gewalt und Sexualität, und nicht zuletzt auf dem Lächerlichmachen der ‚Anderen‘: meist der Bauern, in einigen Fällen der Juden. Eine *political correctness*, die heute jeder Fernsehcomedian beim Ausfeilen seiner Show mit Blick aufs Publikum, Programmver-

antwortliche und Werbekunden mitdenken muß, ein solches Denkraster gab es wohl nicht. Auch die Obrigkeit griff nur an bestimmten Punkten ein. Der Nürnberger Stadtrat untersagte das sonst übliche Tragen von Masken und die offizielle Entlohnung der Spielgruppen, doch auf die Inhalte nahm man anscheinend keinen Einfluß. Das Potential der grobianischen Komik lag gleichwohl darin, daß die spätmittelalterliche Gesellschaft zwar bei weitem nicht so ‚verklemmt‘ war wie das 19. Jahrhundert, doch von einem irgendwie ‚natürlichen‘ Verhältnis – was immer das sein mag! – zum Körper und seinen Funktionen war man ebenso weit entfernt. Die Komik erwuchs aus dem kurzfristigen Einbruch des Anrühigen und Triebhaften in die auf Ehre und standesgemäßes Verhalten gründende stadtbürgerliche Gesellschaft.

Die Bearbeiter widerstehen der Versuchung, die Stücke als Zeugnisse subversiver ‚Gegenkultur‘ des ‚einfachen Volkes‘ zu stilisieren. Gerade die antijüdischen Tendenzen zeigen, daß man den Fastnachtspielen ohne Distanz und ein Gespür für die Fremdheit der spätmittelalterlichen Mentalität nicht gerecht wird. Trotzdem: In einer Zeit des Wehklagens über die Spaßgesellschaft und des Kopfschüttelns über den die Geschmacksgrenzen ausreizenden Comedyboom kann es lehrreich sein, einen Blick auf die Unterhaltungskultur des ausgehenden Mittelalters zu werfen. Harald Schmidt ist ohnehin schon als intellektueller Stachel im Fleisch des Kommerzfernsehens rehabilitiert, doch neben Rosenplüt und Folz gestellt sehen wir auch Grobiane wie Stefan Raab und Ingo Appelt im anderen Licht: als Handwerksmeister bürgerlicher Unterhaltungskultur.

Roland Linde